

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 612. Well, ich bin sehr an die Weibeswelt, gut und hart an die Weibschonung, gut und hart an die Weibschonung, gut und hart an die Weibschonung. Ich bin sehr an die Weibeswelt, gut und hart an die Weibschonung, gut und hart an die Weibschonung. Ich bin sehr an die Weibeswelt, gut und hart an die Weibschonung, gut und hart an die Weibschonung.

Reine Rasse für deutsche Kolonien.

Die Vermischung zwischen deutscher Kolonisten und farbigen Eingeborenen war von jeher und immer wieder ein schweres Vergernis in unseren verschiedenen Kolonien, schreibt man aus Berlin. Sie konnte nur wirken und wirkte nur im nachteiligen Sinne, untergrub den Respekt vor dem Weißen, der brauchen nicht bestehen kann ohne den Nimbus, der ihn als Angehörigen des kolonialen Herrenvolkes umgibt, und verschlechterte die Rasse seelisch und körperlich. Die Erfahrung lehrt dies auf eine oft erschreckende Weise, und obgleich manche Missionare auch gegenteilige Fälle feststellen haben, gilt es als das gewöhnliche, daß Kinder aus Mischlingen, und erst recht die unehelichen Mischlinge, besonders die schlechten geistigen und leiblichen Eigenschaften beider Rassen erben und in sich steigern. Die Engländer sind durch ihre reichere und ältere Erfahrung in dieser Beziehung längst besser gewillig als wir. „Gott macht die Weissen,“ sagt der Engländer, „und Gott macht die Schwarzen; aber die Mischlinge macht der Teufel.“ Bei ihnen macht die Mischehe den Weissen unmöglich, sie infamiert, und diese Disziplinierung durch die Gesellschaft selber schließt die englische Rasse draußen, wenn auch nicht etwa bis zu dem Grade, wie das bei dem Burenvolke der Fall ist, dem Mischehe wie Blutschande gilt, und das sich so durch Jahrhunderte auf eine ganz wunderbare Weise rasieren gehalten hat.

So gut steht es in unseren Kolonien in dieser Hinsicht keineswegs. Und gesellschaftliche Schranken gegen die Uebel der Rassenvermischung bestehen erst recht nicht in unserm Lande. Viel zu lar und lau stand man in beiderlei Hinsicht der Rassenvermischung und Rassenverschlechterung bisher gegenüber. Und der deutsche Rassenstolz, der ja schon im Berliner Umland oft genug versagt, verlagert sich natürlich erst recht oft in unsere Kolonien.

In unseren einzelnen Kolonien bestanden und bestehen bisher von Gesellschaftswegen sehr verschiedene Auffassungen in Bezug auf die Stellung der Mischlinge zwischen Weiß und Farbig. In Südwest-Afrika und Togo z. B. bilden die Mischlinge zwischen den weißen Anführern und den farbigen Eingeborenen eine sehr wenig geachtete und beliebte Sonderklasse, ähnlich wie im britischen Südafrika. Anders in Deutsch-Südwest. Dort stehen die Mischlinge, soweit sie aus gleichmächtigen Ehen stammen, rechtlich den Weissen gleich. Freilich handelt es sich hier vor allem um Ehen mit Indiern. Dennoch ist auch diese Vermischung ein Uebel, das scharf eingegraben werden mußte. Die Forderung mag hart klingen. Aber Kolonisation ist auch hartes Werk für harte Hände.

Am allerfatalsten lagen die Verhältnisse in dieser Hinsicht wohl in Samoa unter dem milden Regimente Herrn Dr. Solf. Dort überwiegen infolgedessen die Mischlinge die Weissen bereits auf eine bedenkliche Weise. Herr Dr. Solf ist es dort besonders anschaulich geworden, wie rassenfärbende diese Zustände wirken. Eingeborene Frauen lebten als Witwen weißer Männer mit ihren Kindern vielfach zu ihren Familien zurück und sanken mit diesen wieder völlig auf das Niveau der Eingeborenen zurück. Dennoch klieben sie samt ihren Kindern den Weissen rechtlich gleichgestellt. Ein auf die Dauer natürlich unhaltbarer Zustand. Dennoch hat trotz vielfacher Klagen und trotz heftigen Drängens noch Beförderung Herr Dr. Solf als Gouverneur von Samoa dieses Verhältnisses gegenüber sich stets als ein mildere Zuschauer verhalten und keinerlei Maßregel zur Steigerung des Uebels ergriffen.

Um so erfreuter und betrübter vernimmt man heute, daß gerade Herr Dr. Solf es ist, der jetzt als Staatssekretär der Kolonien heilende Hand an diese Wunde legen will. Er hat zunächst für das ihm persönlich so vertraute Samoa durch Verordnung die Heirat zwischen Eingeborenen und Weissen grundsätzlich verboten, wobei um Härten zu vermeiden, die bisherigen rechtmäßig geschlossenen Ehen als gültig anerkannt und die Kinder aus ihnen als Weiße angesehen, dagegen die aus unehelichem geschlossenen Ehen der farbigen Rasse zugerechnet werden.

Herr Solf wird also aus einem Saulus ein Paulus. Da soll man sich nur freuen, zumal berichtet wird, daß diese Verordnung für Samoa nur den Anfang einer grundsätzlichen und allgemeinen Regelung der Mischlingsfrage durch den neuen Herrn im Kolonialamt bedeute. Zunächst soll eine allgemeine Erhebung über die einschlägigen Verhältnisse in den einzelnen Kolonien veranstaltet werden. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sollen dann die Grundlage für eine einheitliche Regelung dieser für unsere Kolonien höchst wichtigen Frage bilden.

Herr Dr. Solf weilt mit diesem Vorhaben erfreuliche Hoffnungen in Bezug auf seine Eingeborenenpolitik. Da man ihn hier so am Wert sieht, wagt man sogar zu hoffen, daß auch seine Zukunfte an die Kolonialgesellschaft, sich recht eindrucklich mit dem deutsch-afrikanischen Siedlungsproblem befassen zu wollen, sich als

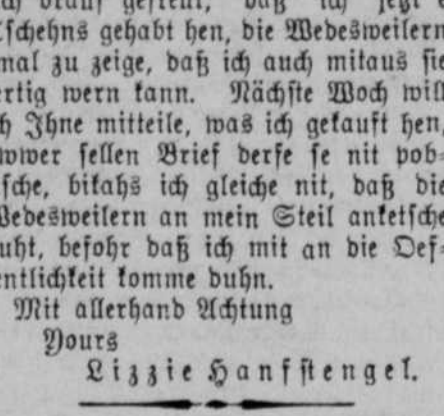
fin for Inzienz die Schuß! Well, was wird in die Lein alles gefindigt! Ich hen in unsere ganze Familie die schmaiste Fiech gehabt un die Leut hen all droivuer gewunnert, daß ich uoerhaupt auf so kleine Fiecher hen stehn könne, awider ich kaufe auch meine Schuß wie es recht is; die müsse grad so fitte, wie e Weßt oder ein Rohl. Mister Ebitthor, zwische Ihne un mich, die Frau hat Fiech, wie Laib Brote so groß un ihre Schuß sin rehgeleer Kanälbootcher.) Romme Se nur mit mich, ich will Ihne schon helfe ebbs auspide, wo Se drin ausgide, als wenn Se zwanzig Jahr alt wäre. Es is kein Fuchs sich wie e alte Wummen zu dreße un biefseids das süßt mer auch differert.“

Well, ich hen mein Freund taffe losse so viel wie se gewollt hat; ich muß sage, se hat ganz gute Ebidies gehabt. Wenn ich auch nit in alle Stücker mit sie egriet hen, hen ich doch so viel eingesehn, daß die Zugen das schönste Gut is un ich hen mich ordentlich drauf gefreut, daß ich jetzt e Tschehns gehabt hen, die Webedeweitern emal zu zeige, daß ich auch mitaus se fertig wern tann. Nächste Wooh will ich Ihne mitteile, was ich gekaufft hen, awider sellen Brief berse se nit possible, bitahs ich gleiche nit, daß die Webedeweitern an mein Steil antefische duht, befohr daß ich mit an die Desfentlichkeit komme duhn.

Mit allerhand Achtung
Yours
Lizzie Hanfstengel.

Reine Rasse für deutsche Kolonien.

Die Vermischung zwischen deutscher Kolonisten und farbigen Eingeborenen war von jeher und immer wieder ein schweres Vergernis in unseren verschiedenen Kolonien, schreibt man aus Berlin. Sie konnte nur wirken und wirkte nur im nachteiligen Sinne, untergrub den Respekt vor dem Weißen, der brauchen nicht bestehen kann ohne den Nimbus, der ihn als Angehörigen des kolonialen Herrenvolkes umgibt, und verschlechterte die Rasse seelisch und körperlich. Die Erfahrung lehrt dies auf eine oft erschreckende Weise, und obgleich manche Missionare auch gegenteilige Fälle feststellen haben, gilt es als das gewöhnliche, daß Kinder aus Mischlingen, und erst recht die unehelichen Mischlinge, besonders die schlechten geistigen und leiblichen Eigenschaften beider Rassen erben und in sich steigern. Die Engländer sind durch ihre reichere und ältere Erfahrung in dieser Beziehung längst besser gewillig als wir. „Gott macht die Weissen,“ sagt der Engländer, „und Gott macht die Schwarzen; aber die Mischlinge macht der Teufel.“ Bei ihnen macht die Mischehe den Weissen unmöglich, sie infamiert, und diese Disziplinierung durch die Gesellschaft selber schließt die englische Rasse draußen, wenn auch nicht etwa bis zu dem Grade, wie das bei dem Burenvolke der Fall ist, dem Mischehe wie Blutschande gilt, und das sich so durch Jahrhunderte auf eine ganz wunderbare Weise rasieren gehalten hat.



Professor (vor dem Verlassen der Wohnung zum Mädchen). „Wenn ich noch dauere komme, tann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen, doch können Sie eine halbe Stunde vor meiner Rückkehr mein Zimmer beizen.“

Ein musikalischer Unfall.

oder:

Der starke Barhörnbläser.



Es thut mir leid, lieber Herr, aber ich muß Sie auffacheln, denn das Fischen ist hier bei drei Mart Strafe verboten! „So? Na, denn...“

Weirut ist nun schon beinahe so berühmt wie Bayreuth.



„So? Na, denn...“

Wirut ist nun schon beinahe so berühmt wie Bayreuth.



Wintertage im Elsaß.

Von Victor Ottmann.

„Ungezunde Idee, bei solcher Kälte auf Reisen zu gehen!“ mag mancher denken, der, „auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens“, wie es in „Walden“, „Luisen“ so schön heißt, das Glück im Winkel genießt und den ganzen Winterport mit allem Drum und Dran als mobilsten Unflug betrachtet. Aber das Reisen im Winter hat seine Schrecken mehr, im Gegenteil, es läßt sich um diese Jahreszeit selbst bei grimmiger Kälte zweifellos sehr viel angenehmer durch die Welt fahren als im Sommer bei Hitze. Die Eisenbahnwagen sind mäßig warm, keine ferienreisende Familie mit sechs ungezogenen Kindern, fünf Koffern und sieben Pappschachteln bedroht den Frieden des nur schwach besetzten Kupess, und das jezt niemand daran denkt, das Fenster zu öffnen, entsetzt auch kein Streit über die Zulässigkeit dieser Handlung und darüber, ob es „zieht“ oder nicht zieht. Die Fahrgenossen sind reisegewandte Leute, ohne jene Atmosphäre der Aufregtheit und Ungebuld, wie sie die Reiseseitenden des Sommers zu umgeben pflegt. Und wo sind die Zeiten geblieben, da man gewohnt war, selbst in einem guten Großstadthotel im Winter ein kaltes Zimmer mit Maderluft und feuchtkalter Bettwäsche als etwas Unvermeidliches hinzunehmen? In vielen hochgeprägten Gegenden des Auslands ist das auch heute noch die Regel, aber das deutsche Hotelwesen hat im letzten Jahrzehnt einen solchen Aufschwung genommen, daß selbst Häuser bescheidenen Ranges jezt fast durchgängig mit Zentralheizung versehen sind. Man hat die Auswahl unter den Zimmern, man kann in Ruhe schlafen, man erhält nicht durch allerlei „Nebenhergehendes“ unerwünschten Aufschluß über die freundlichen Gemüthsheiten des Paares der Herrschaften rechts und links und ist in den Augen des Personals keine Nummer, wie in der Hauptfahison, sondern ein Mensch und geschätzter Gast. Gründe genug, um dem winterteligen Reisen Geschmach abgewinnen zu können.

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen war ich glücklich nach Straßburg gelangt und machte dort Halt, um mir die klassische Stadt der Gänseleberpaste, die bis bisher nur aus Sommertagen bekannt war, auch einmal im Stimmungszauber klaren Winterwetters zu besuchen. Für den eigentümlichen französischen Einschlag, der das Straßburger Leben charakterisiert, ist die Gänseleberpaste zweifellos ein sinniges und sinnfälliges Symbol. In ihr vermählt sich geliebte deutsche Stofflichkeit mit gallischem Sprit. Die Gfässer hatten von alters her eine Vorliebe für die Lebern gemästeter Gänse, aber ohne den französischen Köchenschloß, der hier vor 150 Jahren über die Bratpfannen und Kupferfässer des Gouverneurs Marschall von Contate regierte, wäre aus der schlicht-bürgerlichen Gänseleber niemals die aristokratische Paste geworden. Mit dem intuitiven Seherblick des Genies entdeckte Close die Wahlverwandtschaft zwischen der Gänseleber und der Trüffel von Belgord, er verschmolz das tierische und das pflanzliche Produkt zu sinnbetörender Einheit, umhüllte es mit einer zarten Force von Acblfleisch und einem luftdicht abgeschlossenen Fettmantel, und versetzte dadurch seinen Herrn in so heftiges Entzünden, daß dieser ihn verpflichtet, des Rezept als Geheimnis der Marktschallkeinem anderen Schmelzer zu verraten. Die große Revolution machte, wie so vielen anderen schönen Dingen, auch dem luftdichten Monopol des Marschalls ein Ende; er wurde aberufen, Close aber blieb in Straßburg, heiratete eine reich talentierte Zuderbäckerwitwe und fabricierte im Verein mit ihr seine Pasteten von nun ab für alle Welt. Ein anderer Koch, Doyen mit Namen, vervollkommnete Closes Erfindung noch wesentlich; dann befielen sich, als der Ruhm der Straßburger Gänseleberpaste wuchs, immer weitere Köchenschallkünstler mit ihrer Erzeugung. Es ist befremdend, daß die Straßburger Pastetenbäder dem Erfinder der Delikatesse, dem Urheber ihres blühenden Wohlstands, noch immer kein Denkmal gesetzt haben.

Im Interesse der Volksgesundheit ist es gut, daß die zwar wohlkummedende, aber schwer verdauliche Gänseleberpaste so hoch im Preise steht und daß der brave „Stedlbauer“ — wie der Spigname des altantiken Straßburger Bürgers vom urwärtigen Schlag lautet — sich deshalb leichter betömmlichen Leibpreisen zuwendet, z. B. einem mit Speck und Würstchen

garnierten Sauerkraut. Der richtige Stedlbauer will von dem modernen aufgelaarten Restaurants und Cafés und geschmiegelten Kellnern nichts wissen, sondern teilt seine Günst zwischen den Kleinen, in uralten Gassen verstreuten Weinleinen, wo es einen vorzüglichen Landwein gibt, und den verträumten, dem Gambirius gemischten Tavernen. Hier kann er reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, hier kennt er einen den andern, und hier wird er von netten Mädchen bedient, deren Mütter er vielleicht schon kannte und deren Töchter er auch noch kennen lernen wird. Hier erkönnen die Leute des „Strohburger Ditsch“, jenes merkwürdigen Dialekts, dessen Sinn dem nicht daran gewöhnten Ehr des Norddeutschen meistens dunkel bleibt. Zu den alemannischen, in der Vulgärsprache der Deutsch-Schweizer am schärfsten ausgeprägten Mundarten gehörig, wirkt das Elsaßfisch hauptsächlich durch seine Entlehnung und Umdeutung vieler französischer Ausdrücke sehr dröckig; es hat ein englisches Seitenstück in dem „Pennisylvanien-Ditsch“ der Deutsch-Amerikaner. Der deutsche Mund macht sich die französischen Worte gern mündgerecht.

Colmar, die drittgrößte Stadt des Elsaßs, kann sich an Ausdehnung und Lebhaftigkeit freilich nicht mit Straßburg vergleichen, aber die Architektur dieser alten freien Reichsstadt zeichnen sich durch Unberührtheit aus, während in Straßburg die unabweisbaren Ansprüche der neuen Zeit so vieles Alte zu Fall gebracht haben, ohne daß stets ein befriedigender Ersatz dafür geboten wurde. Weitläufig angelegt, mit nur geringem Verkehr in den launisch gewundenen Gassen, mit schönen, interessanten Zeugen alter Baukunst und wertvollen Kunstschätzen, zu denen besonders die Sammlung altdeutscher Gemälde im Schöngauer-Museum gehört, macht Colmar einem recht behäbigen, friedlichen Eindrud. Auch Colmar erzeugt Gänseleberpasteten, ja, manche Feinschmecker wollen sogar herausgefunden haben, daß die von Colmar denen von Straßburg überlegen sind. Michen wir uns nicht in den Streit der Pasteten, sondern wenden wir unsere Blide lieber den Beagen zu, die jezt mit weißen Skappen besetzt, zum Greifen nahe in die Colmarer Straßen hineinsehen. Schon auf der Fahrt hierher, bei Schlettstadt, hat uns die Hohenloheburg auf ragendem Gipfel ihren Gruch entboten, und hier loden in nächster Nähe einige Hauptziehungspunkte des mächtigen Grenzwall: das Münsterthal, der Hochpaß der Schlucht mit seinem Abstieg zur französischen Seite, Hohenlohe und der Grose Belsen. Die Lust ist auf Ausübung von Wintersport ist allerdings nur schwach, denn die Beagen ertrienen sich infolge ihres milden Klimas nicht so reichlich Schneefälle wie die ost- und mitteldeutschen Gebirge, und die sportlustige Jugend muß hier schon recht tief in die Berge hineingehen, um dem Nebel- und Stiwergügen frönen zu können.

Wie Diamanten reizen.

Außerst interessant ist die Art und Weise, wie die in Südafrika gewonnenen Diamanten in Europa befördert werden und zwischen London, Paris und Amsterdam hin und her gehen. In einer Zuschrift an die Neue Rotterdamsche Courant erzählt ein Geschäftsmann, der häufig zwischen Holland und England reist, wie er wiederholt einen armelig gekleideten Mann, der dritter Klasse reiste und die Bekleidung mit andern Reisenden möglichst vermie, auf dem Dampfer getroffen habe, und daß er nicht wenig erstaunt gewesen sei, demselben Mann in einem der feinsten Restaurants Londons, sorgfältig und elegant gekleidet, zu begegnen. Er vermutete zuerst in ihm einen Schmuggler, aber da dieser Reisende als Gepäck nur eine unscheinbare Handtasche bei sich hatte, war diese Annahme ausgeschlossen. Der Geschäftsmann erkundigte sich bei einem ihm persönlich bekannten englischen Geheimpolitisten, der zufällig die Peite mit ihm von Amsterdam nach London machte, nach den Verhältnissen des ebenfalls an Bord befindlichen, wieder armelig gekleideten, fast schmugig aussehenden Reisenden. Er erhielt folgenden Bescheid: „Dieser Mann ist bei der englischen Polizei sehr gut bekannt, Sie tun ihm aber nicht weh, wenn Sie ihn für einen Schmuggler oder anderweitig anrüchigen Menschen halten, er ist im Gegenteil ein durchaus ehrenwerter Mann und genießt außerordentliches Vertrauen. Er ist einer der wenigen Vertrauensmänner, welche Diamanten von London nach Paris oder Amsterdam oder Antwerpen und von diesen Plätzen wieder zurück nach London bringen. Denn die südafrikanischen Diamanten kommen zuerst nach London, werden hier sortiert und gehen dann in eine Diamantschleiferei des Kontinents, die geschliffenen Diamanten werden zum Teil wieder nach London zurückgeschickt und, nachdem man es mit verschiedenen andern Mitteln versucht hatte, hatte man sich, im Interesse der Sicherheit und um die hohen Versicherungs- und Verfrachtungskosten der Beförderung durch die Post zu sparen, entschlossen, die Verwendung durch besondere vertraute Personen zu bevorzugen. Die De Beersgesellschaft in London hat drei derartige Personen in ihrem Dienst, die zu bestimmten Zeiten die Reisen zwischen England und Hol-

Enorme Verluste durch Feuer.

„Im Durchschnitt werden in jeder Woche des Jahres drei Theater, drei öffentliche Hallen, zwanzig Kirchen, zehn Schulen, zwei Hospitale, zwei Irenanstalten, zwei Colleges, sechs Apartementhäuser, sechsundzwanzig Hotels, drei allgemeine Verkaufshäuser (Departement Stores), zwei Gefängnisse, hundert und vierzig Platzgebäude und eintausend und sechsundzwanzig Wohnhäuser durch Feuer zerstört.“

Diese Angaben wurden in der kürzlich veröffentlichten Nummer des von dem Staatsfeuermarschall Purcell herausgegebenen „Fire Alarm“ gemacht von F. W. Fitzpatrick in Washington, D. C., Sekretär der National Builders' and Inspectors' Association. Sehr beunruhigend wirkt die weitere Angabe, daß es in diesem großen Kanbe kaum zehn Gebäude gibt, die als wirklich feuerfest bezeichnet werden können.

„Im Zeitraum eines Jahres“ heißt es des weiteren in dem Berichte des Benannten, „gaben wir nahezu \$300,000,000 für Feuerdepartements, Wasser- und andere Schutzmittel aus. Wir entrichten an die Feuerversicherungs-gesellschaften \$195,000,000 an Prämien, um \$95,000,000 für erlittenen Verlusten zurückzuerhalten. Im ganzen kommt dieser dem Lande alljährlich auf \$600,000,000 zu stehen.“

„Die Leute haben sich mit einem eingebildeten Sicherheitsgefühl an die ihnen in leicht entzündlichen Gebäuden trodene Gefahr gewöhnt und werden noch obendrein arg, wenn man sie mahnt, mit Leib und Leben etwas vorsichtiger umzugehen.“

„Im letzten Kalenderjahre verbrannten 1450 Personen, und 5660 wurden bei Feuerbrünnen schwer verletzt. Täglich entgehen 26,000 Personen mit knapper Not dem Tode in den Flammen und werden auf mehr oder weniger grausige Weise von Feuerleuten schwebende Leitern hinuntergetragen. Ober sie bringen sich auf andere Weise aus den brennenden Säulern in Sicherheit, wobei sie in der Regel ein Babbandluch, ein Paar alte Schuhe oder etwas dergleichen retten, anstatt ihres teuren Papageis oder ihrer wertvollen Schmuckstücke. Von den Einwohnern der Großstädte ist je einer unter tausend hundert solcher Feueropfer im Zeitraum eines Jahres ausgeführt. Und niemand weiß, wann an ihm die Reihe kommt. Es mag schon in der nächsten Nacht sein.“

Die Administration hat dem mexikanischen Präsidenten eine Verwarnung gegeben wegen des vorläufigen Gehaltswesens seines Privatsekretärs. Wenn sie nur nicht noch mehr zu tun nötig haben wird.

Mit dem Ausschluß von Literaten ist das Einwanderungskomitee des Kaufes auf dem Holwege. Die Bildungsprobe sollte erst bei der Naturalisation zur Anwendung kommen.